Abonnementspreis mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Buch der Arbeit einschl. Bringerlohn 90 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 80 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6682) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunde an Wochentags von 12 bis 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1706.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse

Inserate werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet, und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geschäftszeit von morgens 8 bis abends nach 6 Uhr. Telephon: Amt I Nr. 1706.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 189. Dresden, Montag den 18. August 1902. 13. Jahrg.

Die Affaire Löhning.

Endlich hat ein Offiziosus den Mund in dieser Sache aufgethan, aber nur, um zu versichern, daß er nichts sagen werde. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt:

Die Finanzverwaltung verzichtete bisher darauf, zu den Erörterungen der Tagesblätter über den Fall Löhning ihrerseits in der Presse das Wort zu nehmen. Sie wird diese Zurückhaltung auch fernerhin beobachten. Es widerspricht den preußischen Verwaltungsgrundsätzen, Beschwerden, die ein Staatsbeamter gegen seine Vorgesetzten erheben zu können glaubt, durch die Presse zum Austrag bringen zu lassen. Die Blätter selbst weisen darauf hin, daß die Löhningsche Angelegenheit in der preußischen Volksvertretung zur Sprache kommen müsse. Dort ist der Ort, wo der zuständige Ressortminister Gelegenheit finden wird, den Nachweis zu liefern, daß die den Intentionen der Staatsregierung direkt zuwiderlaufende Haltung Löhnings in der Polenpolitik für die Versetzung desselben in den Ruhestand entscheidend war.

Die Erklärung ist ein Produkt arger Verlegenheit und zugleich eine köstliche Probe davon, wie erhaben ob allen Stürmen, die nicht mit obrigkeitlicher Bewilligung oder im Beamtenkörper selbst sich abspielen, der deutsche Bureaukrat sich fühlt oder sich zu fühlen wenigstens vorgiebt. Das bureaukratische Schema ist der Schutzwall, hinter der die Bureaukratie ihre Unnahbarkeit zu wahren und ihre Hilflosigkeit zu bergen sucht. „Es widerspricht preußischen Verwaltungsgrundsätzen, Beschwerden eines Beamten gegen seine Vorgesetzten durch die Presse zu erledigen!" Ei, über die gescheite Ausrede! Also nicht der Oeffentlichkeit, nur dem Herrn Provinzialsteuerdirektor ist Rede zu stehen — die Affaire, die die preußische Regierung vor dem ganzen Reiche und im gesamten Auslande mit unsagbarer Lächerlichkeit bedeckt hat, ist nach dieser gescheiten Rubrizierung eine Sache zwischen dem Finanzminister und Herrn Löhning, eine Sache zwischen zwei Personen. Wunderbar, daß sich die Regierung bei dieser Auffassung überhaupt herbeilassen will, im Landtag, nach einigen Monaten Wartens, über die Affaire Auskunft zu geben. Wunderbar! Denn auf die Weise kommt ja die Rechtfertigung schließlich doch in alle Zeitungen und die Beschwerde des Herrn Löhning wird dann schließlich doch „durch die Presse erledigt". Aber der heilige Bureaukratismus hat die Genugthuung, daß sie erst durch die Verhandlungen der Volksvertretung erfährt, was die Regierung ihr sonst direkt mitteilen müßte. Die „Volksvertreter" des Dreiklassenlandtags haben ja wenigstens so etwas wie eine „Kompetenz", aber die Presse hat gar keine, hat gar kein Recht, von der Regierung Aufklärung zu verlangen: „Die Oeffentlichkeit existiert nicht", sagte schon Brauseweiter, dieser Typus eines echten preußischen Beamten.

Aber die Regierung ist ihrem erhabenen Vorsatz, zu schweigen, doch nicht ganz treu geblieben. Das Verlegenheitsprodukt verrät sich in der glänzenden Inkonsequenz, womit es paradiert. Was das Dokument am Anfang feierlich verweigert, das giebt es am Schluß zu. Was nur den kompetenten Abgeordneten des Dreiklassenlandtags gesagt werden sollte, das vertraut die Erklärung am Schlusse der inkompetenten Presse und öffentlichen Meinung an. Sie kann es doch nicht ertragen, das große Geheimnis bis zum Tage der großen parlamentarischen Abrechnung für sich zu behalten und wie eine geschwätzige Frau Gevatterin raunt sie, nachdem sie ihrer Bekannten vorher unzähligemal versichert hat, daß sie nichts sagen darf, schon im Abgehen noch ins Ohr, daß der schlimme Steuerdirektor gar nicht wegen der Heiratsgeschichte, gar nicht wegen der Feldwebelstochter, sondern wegen seiner mangelnden Begeisterung für die schneidige Polenpolitik gegangen wurde.

Damit hat die Regierung eigentlich alles gesagt, und was sie noch für sich behält, das kann nichts weiter sein, als die Beweise für diese Behauptung. Wahrscheinlich hat sie gute Gründe, diese Beweise nicht „vorzeitig" der Oeffentlichkeit zu unterbreiten, sondern sie dem wohlwollenden Blicke der Mamelukenmehrheit ihres Dreiklassenparlaments zuerst vorzulegen. Die Kritik der Oeffentlichkeit möchten diese Beweise schlecht überstehen, hat sie aber erst die willige Mehrheit des Landtags approbiert, so kann die Regierung ja gegen die Oeffentlichkeit wieder die Unnahbare spielen und Rheinbabens Portefeuille ist gesichert. Ob auch das Ansehen der Regierung, das ist allerdings eine andere Sache!

Aber halten wir uns einmal vorläufig an das, was wir jetzt erfahren. Die Regierung leugnet, sie weist die Behauptung von sich ab, daß sie den Regierungsmechanismus zur Wahrung der heiligen Standesvorurteile der höheren Bureaukraten in Bewegung gesetzt hat. Sie hat also doch eingesehen, daß sie das Eingestehen einer solchen Handlungsweise unsagbar lächerlich machen würde. Das ist doch schon etwas — gewissermaßen eine Verbeugung vor der öffentlichen Meinung, die dem Grafen Bülow freilich in den Kreisen der oberen Zehntausend sehr verdacht werden wird. Aber wie ist's mit der Ausrede? Sie steht auf sehr schwachen Füßen. Nicht bloß, weil die Angaben der Denkschrift Löhnings in so unlösbarem Widerspruch zu ihr stehen, sondern vornehmlich auch, weil sie innerlich unwahrscheinlich ist. Löhnig war kein politischer Beamter, hatte mit der Ausführung der Maßregeln, die die Regierungsweisheit gegen die Polen für gut befindet, nichts zu thun, und hat zudem niemals öffentlich seine Abneigung gegen die schneidige Polenpolitik kundgegeben. Wenn die Regierung alle Beamten, die nicht mit allen ihren Maßregeln einverstanden sind, entlassen wollte, so wäre kein Beamter seines Postens sicher. Und wie ist es, wenn die Regierungsanschauungen so sehr und so schnell wechseln, wie auf dem Gebiete der Polenpolitik? Da hätten zur Zeit Caprivis alle Beamten gehen müssen, die so dachten, wie jetzt Herr Löhning! Und nun bedenke man erst die Nachsichtigkeit der Regierung gegen offen rebellierende politische Beamte, wie die kanalfeindlichen und landbundfreundlichen Landräte!

Kurz, die Ausrede ist unglaubwürdig. Auf die Stützen, die ihr Rheinbaben im Landtage zu geben versuchen wird, darf man begierig sein.

Uebrigens kommt gleichzeitig mit der offiziösen „Aufklärung" eine nichtoffiziöse, die allerdings nicht ganz mit ihr übereinstimmt. Der fromme Reichsbote erhielt eine Posener Zuschrift, die erklärt, daß der Grund der Entlassung des Steuerdirektors allerdings in der Heirat Löhnings zu suchen ist, aber nicht, weil die Frau eine Feldwebelstochter ist, sondern aus ganz anderen, hochsittlichen Gründen. Die Zuschrift sagt darüber:

„Herr Löhning ist 58 Jahre alt und besitzt aus seiner ersten Ehe eine mindestens 30jährige, unverheiratete Tochter, die ihm den Haushalt führte. Bei dieser Sachlage nahm die Art und Weise, in welcher der an der Schwelle des Greisenalters stehende Mann nach dem Tode seiner zweiten Frau in den letzten Wintern auf der Schlittschuhbahn und auch in Gesellschaften jungen wohlgebildeten Mädchen den Hof zu machen pflegte, Lächeln und Kopfschütteln hervorrufen. Noch mehr Befremden erregte es, als allmählich die Art des Verkehrs des Herrn Löhning in dem hiesigen Verein deutscher Katholiken bekannt wurde. Nicht als ob man es ihm verdacht hätte, daß er die Vergnügungen dieses ganz überwiegend aus Subalternbeamten, Volksschullehrern und kleinbürgerlichen Familien bestehenden Vereins überhaupt besuchte. Allein die Art, in welcher der bald 60jährige Mann dort mit hübschen Töchtern dieser Familien bis in die Nacht hinein tanzte, wurde als mit den Rücksichten, die er seinem Amt und seinem Alter schuldete, nicht verträglich empfunden. Freilich wurde dieser Verkehr weiteren Kreisen erst nach der Veröffentlichung der Verlobung des Herrn Löhning mit der etwa 22jährigen Tochter einer dieser Familien bekannt. Daß aber nunmehr diese Verlobung ebensowohl, wie das vorhergegangene Auftreten des Herrn Löhning in dem genannten Verein allgemeinen Anstoß erregte, kann niemanden wundernehmen. Wer nach deutscher Art eine höhere Vorstellung von dem Wesen der Ehe hat, der kann es nur als guten Sitten zuwiderlaufend ansehen, wenn ein Mann in den Jahren des Herrn Löhning aus sehr durchsichtigen Beweggründen sich nicht scheut, seiner feingebildeten 30jährigen Tochter in der Person eines hübschen jungen Mädchens von 22 Jahren, das keinerlei höhere Bildung besitzt, eine dritte Mutter und Hausfrau zuzuführen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß nach dem allgemeinen Bekanntwerden dieser Verlobung und ihrer näheren Umstände Herr Löhning bei dem ganz überwiegenden Teil der deutschen Bevölkerung Posens — um mit den Worten des preußischen Disziplinargesetzes zu reden — nicht mehr die Achtung, das Ansehen und das Vertrauen besaß, die seine Stellung als Chef einer Provinzialbehörde erforderte. Hieraus ergab sich für den Finanzminister die unabweisliche Notwendigkeit eines disziplinaren Einschreitens, und wenn Herr v. Bitter — ich wiederhole es nochmals — auf Ansuchen des Herrn Löhning um freundschaftliche Beratung diesem in vertraulicher Unterredung klaren Wein über seine unhaltbare Position einschenkte und ihm zuredete, auf die ihm angebotene Pensionierung einzugehen, so wird ihm kein verständiger Mensch hieraus auch nur den geringsten Vorwurf machen können. Im Gegenteil, die gesamte deutsche Bevölkerung der Provinz, insbesondere der Beamtenstand, sollte dem Finanzminister v. Rheinbaben und dem Oberpräsidenten v. Bitter warmen Dank dafür wissen, wenn sie den von den höchsten Stellen oft genug geäußerten Grundsatz, daß die Provinz Posen die besten Beamten verdiene, auch im vorliegenden Falle ohne Ansehen der Person praktisch zur Anwendung brachten und in schonendster Weise eine Persönlichkeit, deren Schild kein voller blanker mehr war, aus einer einflußreichen leitenden Stellung entfernten."

Ei, über das feine sittliche Gefühl unserer oberen Zehntausend! Diese Gesellschaft, der jede Heirat recht ist, wenn nur Rang und Besitz zu einander passen, die die offenkundigste Prostitution, sofern sie nur den kirchlichen Segen hat, mit größter Seelenruhe duldet, die hat plötzlich Gewissensskrupel angesichts der verspäteten Ehe des Herrn Steuerdirektors bekommen. Diese Gesellschaft, die den alten Roué als „interessanten" Mann verehrt, fühlt sich sittlich bedrängt, weil ein fast Sechzigjähriger Schlittschuh läuft und tanzt! O, über diese Komödianten!

Politische Uebersicht.

Wie sie in die Oeffentlichkeit kam.

Ueber die Veröffentlichung der Telegramme des Kaisers und des Prinz-Regenten schreibt die nationalliberale Augsburger Abendzeitung:

Aus München wird uns mitgeteilt: Die Veröffentlichung der zwischen dem Kaiser und dem Regenten gewechselten

Kinder des Volkes.

Roman von Alfred Bock

(15. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Auf der Straße faßte ihn der scharfe Nord, daß er nur mühsam vorwärts kam. Wo der Stadtgraben die Hintergasse durchschnitt, hielt er an. Hier war das Wasser breit und tief. Er beugte sich über das Brückengeländer.

„Mach' zu. Bist keinen Schuß Pulver wert. Ein Satz. Und bist weg!"

Ein Frösteln lief ihm über den Rücken. Puh! wie kalt! „Jetzt nicht. Später, später!"

Er ging weiter. Die Gasse hinunter bis zum Rechnetplatz. Aus dem Plan drangen die Klänge eines Orchestrions herüber. Der Regen fiel in Strömen. Was für ein Hundewetter! Unter den Häusern hatte man mehr Schutz. Er schwenkte rechts ab, so daß er den Plan passieren mußte. Am Thürpfosten hing eine Schiefertafel. Darauf stand mit Kreide geschrieben: „Heut abend Has im Topf." Das las er beim Schein der Hauslaterne und spürte einen stechenden Schmerz im Magen. Bei Gott, er hatte sich den ganzen Tag keinen Bissen gegönnt. Wenn's doch Matthäi am letzten war, wollte er sich noch einmal gütlich thun.

So ging er hinein und traf fidele Gesellschaft. Er ließ sich das Stammgericht bringen und aß mit gutem Appetit. Dazu ein paar Glas Lagerbier, und das erstarrte Blut kam in Fluß. Der lange Jutt warf ein Zehnpfennigstück in das Orchestrion. Eine prickelnde Walzermelodie erklang. Mehrere Gäste sangen mit, einer stieß einen Juchzer aus. Ja, das Leben war doch schön.

Der Selbstmordkandidat bekam wieder Kurage, trank diesem und jenem zu und saß, als hätte er Pech an den Hosen. Endlich gegen Mitternacht brach er auf, leicht angezecht, doch nicht betrunken. Ziellos schlenderte er in den Gassen umher, und eh' er sich dessen recht versah, stand er vor der Stadlern Haus. In der Wohnstube zu ebener Erde brannte Licht. Die Hausthür war verschlossen. Er zog die Schelle. Alsbald kam seine Frau heraus und öffnete.

„Du bist's, Konrad!" empfing sie ihn freundlich. „Hab' mir schon Gedanken gemacht, wo Du bleibst. Komm' herein!"

Er folgte ihr in die Stube.

Sie nahm ihm den Hut ab und sagte:

„Willst noch ein Schnäpschen?"

Er nickte. Sie holte ihren alten Kümmel. Er trank zwei Gläschen hintereinander.

Jetzt legte sie sacht die Hand auf seinen Arm.

„Konrad, ich denk', wir vertragen uns wieder."

Seine Lippen waren wie versiegelt.

Sie dachte, Schweigen ist auch eine Antwort und wisperte besorglich:

„Gelt, Du bist müd'? Komm' zu Bett!"

Langsam seine Weste aufknöpfend, schritt er dem Schlafzimmer zu.

VIII.

Es war am dritten Advent, als Vollhardt die Botschaft erhielt, der Landtag habe den Volksschullehrern die sehnlichst erwartete Gehaltsaufbesserung zugestanden. Wahrlich, eine Freudenpost!

Als Mitarbeiter des „Schulwart" hatte Vollhardt eine Thätigkeit entfaltet, die in den Kreisen seiner Amtsbrüder und darüber hinaus die größte Anerkennung fand. Sein letzter Artikel, der das Motto trug: „Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert" war ein flammender Appell an den Gerechtigkeitssinn der Landboten und that vor Thorschluß seine Wirkung.

Im Geiste legte er noch einmal den Weg zurück, den er in den letzten Wochen beschritten. Alsbald von der Bewegung fortgerissen, hatte er in den vordersten Reihen derer gestanden, die für die Rechte der Lehrerschaft stritten. Nun erlebte er die Genugthuung, den Siegerpreis mit errungen zu haben.

Heut durften die Volksschullehrer im ganzen Ländchen einander die Worte des Apostels zurufen: „Freuet Euch mit den Fröhlichen!" Kämpften doch gar manche unter ihnen bei kargem Lohn mit der bitteren Not; war der Mehrzahl doch verwehrt, sich eine bessere Lebenshaltung zu gönnen! Nun waren sie von der lähmenden Sorge befreit; nun konnten sie mit voller Frische an die Arbeit gehen.

In gehobener Stimmung überlegte Vollhardt, wie er künftig seinen kleinen Haushalt behaglicher gestalte. Er würde allerlei notwendige Anschaffungen machen. Jetzt in der Weihnachtswoche war die rechte Zeit.

In der Tiefe seiner Augen leuchtete es auf. Der Theo hatte für den Christabend einen Wunschzettel geschrieben. Da hieß es am Schluß: „10. Die Lene Launsbach soll bei uns bleiben."

Der Altklug! Hatte er etwas gemerkt? Dem mochte sein, wie ihm wollte; jedenfalls hatte er den Herzenswunsch seines Vaters ausgedrückt.

Was Vollhardt all die Zeit mit sich herumgetragen, galt ihm nun als beschlossene Sache: er würde Lene zu seiner Hausfrau machen. Hatte ihm ein freundliches Geschick in der Person der schlichten Arbeiterin einen seltenen Menschen zugeführt, so folgte er jetzt seinem Glauben, der ihm im Bund mit dem lieben Mädchen ein stilles, aber echtes Glück verhieß.

In der Stadt würden die Mäuler wie die Flachsbrechen gehen. Sie würden kein gutes Haar an Lene lassen; sie würden auch ihn verlästern. Immerhin! Er war bisher seinen eigenen Weg gegangen und dachte nicht daran, die Richtung zu ändern. Er hatte den Wert des Mädchens erkannt. Daß sie ein Armeleutkind war, gereichte ihr wahrlich nicht zur Schande. Und was ihr an äußerer Kultur gebrach, wog ihre innere Bildung reichlich auf.

Als sei ihm sein Stübchen heut zu eng, öffnete er das Fenster. Am klaren Winterhimmel stand die mittägige Sonne. Drunten auf dem Marktplatz waren die Weihnachtsbuden aufgeschlagen; Kauflustige gingen ab und zu. Sein scharfes Auge entdeckte Lene, die in Hast seinem Haus zuschritt. Ihm schwante, was sie gegen ihre Gewohnheit mitten in der Tageszeit zu ihm führte. Gestern hatte er der Bellofen einen Krankenbesuch abstatten wollen und fand eine Sterbende, die

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020818/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG